

REINHOLD MITTERLEHNER



HALTUNG

Flagge zeigen
in Leben und Politik

ecowin

Herbert Buchinger zeigt mir, dass es auch Vorteile hat, wenn man sich über die Jahre hinweg kennt und durchaus unterschiedliche Meinungen hat, aber die Gesprächsbasis und der Respekt voneinander nie verloren gehen. Das hat mich als Interessenvertreter und später als Politiker stark geprägt. Dass in unserem Fall all das bereits im Gymnasium begonnen hat, ist natürlich ein besonderer Glücksfall.

Das Gymnasium Rohrbach machte mich also zum Pendler und entzog mir die Geborgenheit meines Heimatortes, gleichzeitig weckte die Tatsache, dass ich wegfahren musste, in mir das Bedürfnis, mich im Ort mehr zu engagieren und zu verankern. Also begann ich, beim örtlichen Sportverein mitzumachen. Ich engagierte mich in der Jungschar und wurde Jungscharführer. Ich jobbte auch als Briefträger im Sommer. So lernte ich fast jeden Bewohner meiner Region irgendwann einmal kennen. Noch heute habe ich die Postadressen entlegener Höfe im Kopf, wenn ich mit dem Auto oder Fahrrad außerhalb des Ortes in die Umgebung komme.

Später, als ich 24 Jahre alt war, wurde ich im Sportverein Obmann und habe mit Unterstützung der Gemeinde einen Sportplatz durchgesetzt und einen Fußballverein gegründet, die DSG Union Helfenberg, mit der wir zehn Jahre in der Meisterschaft gespielt haben. Einmal waren wir sogar Herbstmeister, auch ein Gastspiel des LASK gab es mit großem Publikumszuspruch. Ich spielte jedoch lieber Tischtennis und Tennis. Das sind die beiden Sportarten, die ich aktiv intensiv ausgeübt und mich sogar an der Verbandsmeisterschaft beteiligt habe. Ich war gern Teil der örtlichen Gemeinschaft, ich wollte eingebunden sein, weil ich mich dort geborgen fühlte.

Vereinsstrukturen sind anders gestrickt als Parteistrukturen. Sie sind unabhängig von Status, Bildung oder Job und agieren auf einer Ebene der Akzeptanz, die verbindet. Sportvereine gehören da dazu. Es geht ums Gewinnen oder Verlieren, ums Anfeuern, Mitfiebern und Mithelfen, und das bringt Menschen quer durch alle Schichten unabhängig von ihren Interessen oder Berufen zusammen. Solche Ebenen sind wichtiger denn je, gerade heutzutage. Obwohl es schon Jahre her ist, habe ich auch heute noch Bekannte und Freunde aus dieser Zeit. Wenn ich später in der Gegend eine Veranstaltung hatte, kamen nicht selten ehemalige Sportkameraden dazu.

Zugegebenermaßen waren diese Vereinstätigkeiten für mich auch eine willkommene Gelegenheit, der elterlichen Kontrolle zu entkommen. Dazu gehörte nämlich, dass wir an den Freitagabenden oft zu Tischtennisturnieren in andere Orte fuhren und dort dann auch ausgingen, und zwar länger, als es mir ansonsten erlaubt war. Da mein Vater, als ich gerade 16 Jahre alt wurde, nach mehreren Stationierungen in anderen Ortschaften in Helfenberg Gendarmeriepostenkommandant wurde, stand ich als sein Sohn gerade dort natürlich besonders unter Beobachtung. Insofern waren das Ausgehen am Abend, das Einhalten von Sperrstunden und das Beherrschen von Alkoholkonsum immer ein Thema für mich.

Nie gab es übrigens ein Problem wegen Auffälligkeiten im Straßenverkehr oder wegen Raufereien oder Alkohol. Ich hatte mit meinem Vater nur ein einziges Mal ein wirklich dienstliches Thema, und das kam so: Wir hatten im Ort Anfang der 1980er-Jahre schon

eine Fußballmannschaft, aber keinen genehmigten Sportplatz. Da bei uns rund zehn Leute von der Nachbargemeinde mitspielten und diese einen Sportplatz hatte, sollten sie uns übergangsmäßig ihren Sportplatz zur Verfügung stellen. Dort spielte allerdings auch ein anderer Verein namens Waldmark, das wäre kein Problem gewesen, hätten wir einander bei Heim- und Auswärtsspielen abgewechselt. Es funktionierte jedoch nicht. Die andere Gemeinde, deren Bürgermeister noch dazu der Schwiegervater meines Bruders war, vertröstete uns Woche für Woche und kam zu keiner Entscheidung. So konnten wir nicht an der Meisterschaft teilnehmen und fühlten uns ungerecht behandelt, verschaukelt, wie man so schön sagte. Daher schrieben wir auch beim ersten Heimspiel der Konkurrenten mit Kalk das Wort *verschaukelt* auf die Rasenfläche, und zwar quer über das gesamte Spielfeld. Der Schiedsrichter konnte nicht anpfeifen und musste die Feuerwehr kommen lassen, um den Kalk wegzuspritzen. Das war ein Eklat der Sonderklasse. Ich wurde als Verantwortlicher wegen Besitzstörung geklagt. Beim nächsten Heimspiel der Waldmark zwei Wochen später kamen vorsorglich zwei Einsatzwagen der Gendarmerie. Mein Vater durfte wegen Befangenheit weder informiert werden noch am Einsatz teilnehmen und war kreuzsauer. Im Ort waren wir jedoch so etwas wie Helden, und der anstehende Sportplatzbau wurde quasi im Eiltempo realisiert.

Soziale Kontrolle ist die andere Seite von Geborgenheit. Ich habe das mit meiner Tante, meiner Volksschullehrerin, und meinem Vater, dem Polizeichef vor Ort, in meiner Jugend also gleich zweimal lernen dürfen – und mich da und dort der Kontrolle auch erfolgreich entzogen.

Auch wenn ich in den Kreisky-Jahren erwachsen wurde, die mit Wirtschaftsboom und Öffnung der Gesellschaft verbunden waren, hatte ich abseits meiner Bildungskarriere anfangs nicht das Gefühl, dass der Wohlstand so schnell nach Helfenberg kam. Meine Tante Brunhilde, die älteste Schwester meiner Mutter, lebte damals in Klosterneuburg und hatte mit ihrem Mann Walter ein gut gehendes Textilgeschäft. Sie war aus unserer Sicht reich. Sie besaß einen sehr schönen, großen Mercedes, wie ihn bei uns im Mühlviertel kaum ein anderer fuhr. Mit ihrer Familie fuhr sie nach Jugoslawien auf Urlaub, als es bei uns noch nicht einmal den Gedanken, dass man so etwas machen konnte, gab. Zu Ostern, wenn die Klosterneuburger ihren jährlichen Besuch bei den armen Verwandten im Mühlviertel abstatteten, brachten sie uns Kleidung, aber auch Luxusartikel wie Schokolade oder einen Uhu-Stick mit. Nicht, dass es das bei uns in den Geschäften nicht auch gegeben hätte, die Städter nahmen jedoch zu Recht an, dass wir uns so etwas nicht immer leisten konnten.

Plötzlich jedoch, fast von einem Tag auf den anderen, änderten sich die Vorzeichen. Die Häuser sahen gepflegter aus, neue Siedlungen wuchsen wie die Schwammerln aus dem Boden und die Mühlviertler Bauern schafften sich neue Traktoren an. Kurzum, der Wohlstand war auch im eher benachteiligten Mühlviertel beinahe mit Händen zu greifen. Ich muss damals um die 18 Jahre alt gewesen sein, als wieder einmal Ostern kam und der Besuch der Verwandten anstand. Ihre neueste Errungenschaft war eine Filmkamera, mit

der mein Cousin aus dem Mercedes bei offenem Schiebedach die am Platz vor der Kirche stehenden Messebesucher im Vorbeifahren filmte. Ob der Szene platzte aber meiner anderen Tante, der Lehrerin, der Kragen, und sie meinte zu ihrer Schwester: »Du, ich sage dir nur, so einen Mercedes kann sich bei uns selbst der Postler schon leisten.« Ab diesem Zeitpunkt unterblieben alle repräsentativen Demonstrationen städtischer Wohlstandsvermehrung schlagartig.

Ich kam exakt in dem Jahr ins Gymnasium nach Rohrbach, als es zu einem vollwertigen Gymnasium mit acht Klassen wurde. Davor war es ein Aufbaugymnasium gewesen, man wechselte also von der Mittelschule in die fünfte Klasse. Erst im Rückblick ist mir bewusst geworden, was für ein Privileg es war, eine so neue Schule zu besuchen. Wir hatten nur junge Professoren, die frisch von der Universität aus Wien oder Salzburg nach Rohrbach gekommen waren und hier ihren ersten Job angetreten hatten. Sie waren motiviert, engagiert und sehr, sehr liberal. Da die Schule mit jedem Schuljahr den Lehrkörper neu aufbauen musste, bekamen wir laufend neue Professoren, die zum Teil kaum ein paar Jahre älter waren als wir selbst. Unseren Turnprofessor zum Beispiel, Roland Ecker, kannte ich schon von früher, er hatte eine Freundin aus Helfenberg und spielte gelegentlich in unserer Fußballmannschaft mit. Natürlich blieben wir beim Du von vorher, dennoch gab es in der Schule keinerlei Autoritätsprobleme. Der liberale Umgang miteinander war in den 1970er-Jahren noch nicht selbstverständlich, zumindest nicht in Österreich und schon gar nicht im strukturkonservativen Mühlviertel. Unsere Lehrer waren womöglich noch vom Jahr 1968 geprägt, von der großen Universitätsreform, die Studenten und Assistenten mehr Mitsprache an den Universitäten gebracht hatte, sie waren jedoch nicht »links« im politischen Sinn.

Der Unterricht war für damalige Verhältnisse also extrem fortschrittlich. Das fing schon bei der Anordnung der Tische im Klassenzimmer an, die wir in U-Form und nicht wie ansonsten üblich, nämlich geblockt, aufstellen durften. Zudem bestellten wir etwa im Geografieunterricht in der fünften Klasse im Jahr 1971 die Tageszeitung *Die Presse*, um die Gründung des Staates Bangladesch anhand der Medienberichte mitverfolgen zu können. Welche Probleme hatte dieser junge Staat? Wie berichteten die Journalisten darüber? Wir diskutierten das anhand der aktuellen Berichte und lernten unglaublich viel dabei. Unser Geografieprofessor, Franz Humenberger, ließ uns auch Statistiken und Grafiken machen und legte großen Wert auf Quellenangaben. »Woher hast du das? Wo ist die Quellenangabe für deine Darstellung«, fragte er uns immer wieder. Eine Frage, die in Zeiten des digitalen Wissens wichtiger ist denn je. Er hatte zwei Brüder, der eine fuhr im österreichischen Rennradteam, der andere war Faustballspieler im Nationalteam. Das machte ihn für uns junge Burschen natürlich schon deshalb zu einem Helden.

Unser Mathematikprofessor hieß Hansjürgen Prieth und begleitete uns mehrere Jahre. Er zeigte kaum Emotion, überraschte aber mit Querverweisen aus dem Handballbereich bei

mathematischen Beispielen. Seine Ausdrucksweise war klar, aber lakonisch. Bei der namentlichen Aufrufung nach einer sehr schlecht ausgefallenen Schularbeit ging er meistens alphabetisch vor. Einmal passierte es, dass drei Schüler mit demselben Nachnamen nicht positiv abgeschnitten hatten. Sein Kommentar: »Anna Hauer, Nichtgenügend; Elisabeth Hauer, detto; Johann Hauer, detto.« Wenige Zeit später fragte er in einer anderen Stunde die Hausübungen ab. Der Erste, den er danach fragte, murmelte nur: »Herr Fessor (Schülersprache für Professor), ich habe leider die Hausarbeit daheim vergessen.« Prieth sagte gar nichts, sondern rief den Namen des nächsten Schülers auf. Der wiederum stand auf und sagte schlichtweg: »Detto.« Nach einer Schrecksekunde begannen alle inklusive Prieth herzlich zu lachen. Der bittere Ernst, der mit seiner Persönlichkeitsstruktur und nicht zuletzt auch dem Fach einherging, war zumindest in dieser Stunde vorbei.

Warum erwähne ich Hans Prieth? Nicht nur weil er ein großartiger Lehrer war. Einige Jahre später wurde er Bezirksobmann der FPÖ. Seine Ansichten und seine Einstellung hatte er aus dem Unterricht völlig herausgehalten. Das spricht für die Neutralität und Objektivität unserer Lehrer. Die Freiheit des Unterrichts von allen parteipolitischen und sonstigen Zugängen bedeutete jedoch nicht, dass wir nicht gesellschaftspolitische Vorgänge diskutiert hätten. Das haben wir sehr wohl. Es beschäftigten uns etwa die Probleme der damaligen Verstaatlichten, der Voest in Linz. Mit unserem Klassenvorstand Manfred Schindlbauer hatten wir, so wie mit vielen anderen Lehrern auch, über Jahrzehnte später noch Kontakt.

Vieles wird erst im Rückblick klar. Es war wirklich eine besondere Atmosphäre in diesem außergewöhnlichen, sehr jungen Gymnasium mit seinem extrem engagierten Lehrkörper. Unsere Lehrer haben uns nie eine Meinung oktroyiert, vielmehr gaben sie uns das Rüstzeug, damit wir selbstständig denken und uns eine Meinung bilden konnten. Sie haben Fragen gestellt, sich jedoch ganz selten eingemischt und noch seltener ihre eigene Meinung abgegeben. Auch, wenn es politisch wurde. Das rechne ich ihnen hoch an. So stelle ich mir nämlich politische Bildung vor.

Ich war kein Musterschüler, das war später meine Schwester, die meine Brüder und mich gewissermaßen rehabilitiert hat. (Na, wenn die Burschen genauso brav gelernt hätten!) Ich habe mich jedoch gut geschlagen. Ab meinem 15. Lebensjahr, also ab der Oberstufe bis zur Matura im Jahr 1974, trug ich meine Haare übrigens lang. Das regte meinen Vater furchtbar auf, manchmal schickte er mich ohne sichtbaren Erfolg gleich zweimal hintereinander zum Friseur. Ihm schwebte viel eher eine Art Kurzhaarschnitt vor, wie es bei russischen Kosmonauten üblich war. An zweiter Stelle stand der Scheitel mit einer Art Föhnwelle nach hinten, in Anlehnung an Elvis Presley. Das gefiel mir auch nicht. Als mich mein Vater mit seinem Volkswagen zur mündlichen Matura fuhr, schaute er mich von der Seite an und sagte: »Eines sag' ich dir, in einer entscheidenden Situation werden die wahrscheinlich schauen, wie du ausschaust, und dann sehen's da die langen Haar' – dann bist schon durchgefallen.« Darauf ließen es jedoch weder ich, noch die Prüfer ankommen.

Alles ging glatt.

Nach der Matura im Juni 1974 begann ich schon im Juli mit dem Bundesheer in Salzburg. Es gab damals den zweimal Dreimonatsdienst für Maturanten in Salzburg. Man gewann durch die Abwicklung des Präsenzdienstes in den Ferien praktisch ein ganzes Studienjahr. Davon waren allerdings die Verantwortlichen und die Ausbilder wenig begeistert. Während ansonsten das Bundesheer eher in Verbindung mit dem Begriff, die Zeit totzuschlagen, stand, wurden die feinen Binkel mit Matura in der Kaserne Glasenbach ordentlich und systematisch geschliffen. Jedoch auch da änderten sich nach einigen Wochen die Vorzeichen. Die ersten sechs Wochen gingen wir bei langen Märschen und beim Lauftraining buchstäblich ein, allmählich kriegten wir aber eine großartige Kondition. Als nach etwa zwei Monaten ein für zwei Uhr morgens angesetzter Alarmmarsch stattfand, vertrieben sich einige Offiziere und das Kaderpersonal in der Offiziersmesse die Zeit bis zum Start mit ein wenig Alkohol, dann wurden wir alarmiert und der Nachtmarsch begann. Nach einigen Kilometern schwächelten dann nicht wir, sondern – unter großem Hallo – einige Berufsoffiziere, und wir mussten Halt machen. Seit damals war einiges lockerer im Umgang miteinander. Locker hat man es auch mit dem Haarschnitt genommen, und mit einigen friseurtechnischen Kunstgriffen bin ich mit relativ langen Haaren über die Runden gekommen. Das enttäuschte meinen Vater naturgemäß, obwohl er sich einen Kommentar dazu verkniff. Er hatte sich tatsächlich mehr vom »Barras« (Anm. Bundesheer) auf diesem Gebiet erwartet.

Meine Vorbilder in Sachen Musik, Mode und Haartracht musste ich mir also woanders suchen, bei Harald Stöglehner etwa. Er lebte im Ort, arbeitete jedoch als Techniker in München, und wenn er auf Urlaub in seiner Heimat war, trug er Schnabelschuhe, Glockenhose, Lederjacke, lange Haare und Schnurrbart. Er war ein Trendsetter, der schon ein Jahr vor allen anderen den neuesten Modetrend erkannt hatte. Dann gab es noch den ältesten Sohn der Nachbarsfamilie, Hans Zeinhofer, der in Freistadt aufs Marianum ging und dort eine etwas dynamischere Entwicklung genommen hatte als wir. Er war älter und irgendwie unabhängiger als ich, ja die ganze Familie mit vier Kindern war eigentlich entspannter als meine eigene Familie. Da gab es einfach mehr Spielraum. Ich verbrachte viel Zeit bei ihnen, eigentlich jede freie Minute, die ich hatte. Hans hatte eine Band namens *Sharks* gegründet und spielte uns auf seiner Gitarre immer Lieder vor, deren Titel und Originalinterpreten wir erraten mussten. Das prägte meinen Musikgeschmack. Schon damals gefielen mir Songs von den *Beatles*, den *Rolling Stones* und Rod Stewart besonders.

In unserer Region, die sich durch das Hochhalten von Tradition und volkstümlichen Bräuchen auszeichnete, war vieles vorgegeben, da reichten schon kleine Dinge, um aufzufallen und den Revoluzzer zu geben. Ich trug zum Beispiel eine Zeit lang rote und orange Socken, was meine Mutter unglaublich ärgerte. Mein Vater fand das nicht so schlimm. Diesbezüglich war er eher aufgeschlossen. Dann hatte ich da noch einen Mantel, den ich besonders liebte, der jedoch ebenfalls Aufsehen erregte. Mein Vater hatte ihn